

Zur Verproviantierungsfrage der Schweiz im Kriegsfall

Autor(en): **Schulthess, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1910)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801703>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sie die Solidarität als die direkte Folge des Friedens schätzen lernen, die einen bisher ungeahnten internationalen Wohlstand erzeugen wird, und endlich einsehen, wie viel das Glück des einen zu dem des andern beiträgt.

Hier anschliessend, darf ich Ihnen vielleicht noch von einem andern Faktor sprechen, der nach der Meinung vieler geistig hochstehender Menschen eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Friedensbewegung spielen wird: es ist die Esperantosprache, die Friedenssprache par excellence — vielleicht mehr noch als alle Friedenspropaganda kann sie dazu beitragen, die Völker zu befreunden und die Friedensidee in die fernsten Erdteile zu tragen, denn je näher sich die Völker rücken, je mehr sie sich verstehen und kennen lernen, um so eher schwindet jede Kriegslust.

So erfreulich nun auch die Aussichten nach dieser Richtung hin sein mögen, so wird nach meiner Ansicht in pädagogischen Kreisen, hauptsächlich in den Schulen, zu wenig Wert gelegt auf diese humanste aller humanen Bestrebungen. In den Geschichtsbüchern der Schule werden nach wie vor die Kriegshelden und ihre blutigen Taten verherrlicht — ohne Kommentar, d. h. ohne dass dem jungen, empfänglichen Gemüt des Kindes auch die Schattenseite, nämlich das durch die stolzen Waffenerfolge verursachte Elend und der Jammer, gehörig demonstriert wird, damit sie lernen, den Krieg zu verabscheuen und in ihrem Herzen die Friedensliebe schon frühe Wurzel fasst. Die Schule ist der Ort für die Friedenslehre!

Aber auch ausserhalb der Schule, im Hasten und Drängen auf dem Markte des Lebens, gibt es vielleicht noch viele, die von der Existenz einer Friedensliga gar nichts wissen, und die einzelnen, welche eine der offiziellen Meinung entgegengesetzte Ansicht hegen, glauben immer, dass sie allein ständen. Wenn nur alle sich kennten, sich zählten, so würde oft zu aller Staunen sich herausstellen, dass die offizielle sogenannte „allgemeine Meinung“ eigentlich nur noch mehr von Vereinzelteten geteilt wird, und dass die gegenteilige Auffassung tatsächlich schon lange die wirklich allgemeine war. Ich bin gewiss, dass, wenn heute eine Volksabstimmung stattfände, so würde, trotzdem Europa in Waffen starrt und alles Geld in

die Kriegskassen fliesst, nur ein Ruf erschallen „vom Fels zum Meer“, der Ruf: „Friede!“

Und nun noch dies zum Schluss:

Der Glaube an ein Aufhören des Krieges geht Hand in Hand mit dem Glauben an die fortschreitende Veredlung des Menschengeschlechts, und dieser Gedanke erhebt uns über das Alltägliche und bleibt auch in späteren Jahren ein vornehmes Ideal, das uns Kraft und Mut verleiht, des Lebens Bitternis zu ertragen!

—o—

Zur Verproviantierungsfrage der Schweiz im Kriegsfall.

Von *Konrad Schulthess*, Zürich.

Der Artikel „Zur Geldfrage der Schweiz im Kriegsfall“ von Herrn K. Rüd veranlasst mich, heute eine kleine Betrachtung über obiges Thema anzustellen. Es ist selbstverständlich, und gewiss wird es auch niemand bestreiten, dass es für ein Land unmöglich ist, einen Krieg zu führen, geschweige denn einen Sieg zu erringen, das seine Truppen nicht zu ernähren vermag. Es ist dies eine solche Binsenwahrheit, dass es eigentlich unnötig wäre, sie noch extra zu betonen. Wenn ich es dennoch tue, so geschieht es deshalb, weil wir in der Schweiz diesem hochwichtigen Moment beinahe keine Beachtung schenken. Aus voller Ueberzeugung behaupte ich nämlich, dass wir als Binnenstaat überhaupt keinen Krieg führen können infolge der vollständigen Unmöglichkeit der Verproviantierung unseres Heeres, unseres Landes. Um nicht in den Verdacht der Phantasterei zu kommen, erlaube ich mir, einen Artikel des schweiz. Bauernsekretärs Herr Dr. E. Laur „Wirtschaftliche Betrachtungen zur Versorgung der schweiz. Bevölkerung mit Nahrungsmitteln“¹⁾ zu zitieren. Dort kann man folgendes lesen:

„Heute verbraucht die schweiz. Bevölkerung rund 170 Kilogramm Brotfrucht pro Kopf, davon liefert nun aber das Ausland 83%, die schweiz. Landwirtschaft nur noch 17%. Von dem aus schweiz. Getreide fabrizierten Brote könnte also unser Volk heute nur noch zwei Monate leben.“ Weiter unten bemerkt Dr. Laur: „Wir haben in dieser Zeit bis zur Ernte oft nur für 8

¹⁾ In der „Monatsschrift für christliche Sozialreform“, Nr. 20, 15. Mai 1909. Basel, Verlag Petersgasse 34.

Erinnerungen an meine Kindheit, an meine erste Liebe. Aus der Ferne aber dröhnte plötzlich jäh und laut der erste Schuss, und der Zauber der momentanen Ruhe entschwand; ebenso plötzlich, wie die Leute sich verkrochen hatten, kamen sie aus ihren Deckungen wieder hervor; der dicke Feuerwerker schrie irgend jemand an; ein Schuss krachte, ihm folgte sogleich ein zweiter — und von neuem umschleierte der blutige, undurchdringliche Nebel die erschöpften Gehirne. Und niemand bemerkte es, als der Regen aufhörte; ich erinnerte mich nur, dass von dem dicken, aufgedunsenen, schwammigen Gesichte des Feuerwerkers, der tot hingestreckt neben seinem Geschütz lag, der Regen nieder-rann — es muss also wohl ziemlich lange geregnet haben ...

... Vor mir stand ein noch ganz junger Freiwilliger — er meldete mir, die Hand am Mützenschirm, dass der General uns bitten lasse, die Position noch zwei Stunden lang zu halten, dann würden Verstärkungen eintreffen. Ich antwortete ihm, dass ich mich noch so lange halten könne, wie ich wolle. Und als ich ihm das sagte, fiel mir plötzlich die ungewöhnliche Blässe seines Gesichtes auf: ich hatte nie im Leben ein so weisses Gesicht gesehen. Selbst die Gesichter der Toten haben mehr Farbe als dieses jugendliche, bart-

— lauter ganz gewöhnliche Wassertropfen. Er kam so unerwartet und unerwünscht, und wir fürchteten uns alle so sehr vor dem Nasswerden, dass wir mit dem Schiessen aufhörten, die Geschütze stehen liessen und uns verkrochen, wo wir irgend konnten. Der Fahrer, mit dem ich soeben gesprochen hatte, kroch unter die Lafette und blieb dort hocken, obschon er in seinem Versteck jeden Augenblick überfahren werden konnte; der dicke Feuerwerker zog einem der Toten die Kleider aus, um damit die seinigen zu schützen, und ich lief in der Batterie hin und her, um einen Mantel oder Regenschirm aufzutreiben. Mit einem Mal war auf dem ganzen ausgedehnten Raum, über den die Regenwolke hinwegzog, alles verstummt. Ein verspätetes Schrapnell kam dahergesaust und explodierte; dann wurde es vollends still — so still, dass man das Schnaufen des dicken Feuerwerkers und das Trommeln der Regentropfen auf den Steinen und Geschützrohren hören konnte. Und dieses leise, wirbelnde, an den Herbst mahnende Geräusch, diese Stille ringsum und der Geruch des aufgeweichten Bodens zerrissen für einen Augenblick den dichten, blutigen Nebel, der mein Hirn umlagerte, und als ich das nasse, vom Regen glänzende Geschütz betrachtete, weckte sein Anblick ganz unerwartet traute, stille Jugenderinnerungen in mir.

bis 14 Tage Getreide im Lande. Es ist schon vorgekommen, dass Vorräte nur noch für 4—5 Tage ausgereicht hätten. Der Bund besitzt eine Kriegsreserve, die zur Verpflegung der Armee für zirka drei Monate genügen würde. Wenn wir dann noch die Vorräte bei den Müllern und Bäckern mit einschätzen, so können wir sagen, dass die Schweiz durchschnittlich für höchstens 1—2 Monate Getreide besitzt. Eine kriegerische Verwicklung, an der die Schweiz nicht einmal beteiligt zu sein brauchte, kann aber von heute auf morgen den ganzen Getreidenachschub unterbrechen. Ein grosser Teil unseres Getreides kommt auf dem Wasserwege der Rheinlinie. Ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland würde dort den Verkehr auf Monate verunmöglichen. Unsere Nachbarstaaten werden in Kriegszeiten Ausfuhrverbote für Getreide erlassen. Die Eisenbahnwagen werden für Militär benützt werden. Italien kann schon in normaler Zeit oft im Herbst die nötigen Wagen für den Getreidetransport nicht liefern. Selbst wenn die Zufuhren auf dem Meere nicht unterbrochen würden, werden wir das nötige Getreide einfach nicht beziehen können. Dazu wird die Spekulation kommen. Während des spanisch-amerikanischen Krieges hat ein junger Getreidespekulant den Weltmarkt so beeinflussen können, dass die Preise in der Schweiz wieder auf 38 Fr. per 100 kg stiegen. Ein grosser Krieg kann uns in der Schweiz rasch Getreidepreise von 100 und mehr Franken bringen. Am schlimmsten würde es für die Schweiz sein, wenn ein Krieg im Frühling ausbräche.“ So der schweiz. Bauernsekretär. Dass aber Herr Dr. Laur nicht zu schwarz sieht, weiss jeder, der sich auch nur einigermaßen mit der Materie beschäftigt hat. Das Getreidemonopol, von dem viele Leute eine Besserung erwarten, kann an dieser misslichen Lage unseres Landes in bezug auf die Verproviantierung nichts ändern, sondern höchstens vielleicht die Gnadenfrist um eine kurze Spanne Zeit verlängern, nach der die Katastrophe doch mit Wucht über unser Volk hereinbrechen würde. Angesichts dieser Tatsache, dass im Falle eines europäischen Krieges wir eine Teuerung zu gewärtigen haben, fragt man sich unwillkürlich: Und wenn wir selbst in Krieg verwickelt würden? Was dann? „Hungersnot und Elend“, lautet die traurige, aber leider nur allzu wahre Antwort. Und dann, und dann?

lose Anlitz. Er hatte offenbar, als er zu uns unterwegs war, einen ganz gehörigen Schrecken ausgestanden und war noch nicht wieder zu sich gekommen, und die Hand hielt er wohl nur darum krampfhaft am Mützenschirm fest, weil er durch diese gewohnheitsmässige, einfache Bewegung seine wahnsinnige Furcht zu bannen dachte.

„Fürchten Sie sich?“ fragte ich ihn, während ich seinen Ellbogen mit der Hand berührte. Aber dieser Ellbogen war wie von Holz, und er selbst lächelte still und schwieg. Oder richtiger gesagt: nur um seine Lippen zuckte etwas wie ein Lächeln, während in seinen Augen nur Jugend und Furcht lag, nichts weiter.

„Fürchten Sie sich?“ wiederholte ich in freundlichem Tone meine Frage.

Seine Lippen zuckten, als ob sie sich mühten, ein Wort herauszubringen — und in diesem Augenblick geschah etwas Unbegreifliches, Entsetzliches, Ungeheuerliches. An meiner rechten Backe verspürte ich plötzlich einen warmen Hauch, ich begann heftig zu schwanken, und vor meinen Augen starrte anstatt des bleichen Gesichtes etwas Kurzes, Stumpfes, Rotes, aus dem sich in jähem Strahl das Blut ergoss, gleich dem blutigen Schaumwein, der auf schlechtgemalten Wirtshausschildern aus den Champagnerflaschen

Verband appenzellischer Friedensfreunde.

Am 30. Januar tagte im Hotel Schiff in St. Gallen der Verband appenzellischer Friedensfreunde, wobei durch Delegierte die Sektionen Herisau, Schwellbrunn und Speicher vertreten waren. Ausserdem nahmen daran einige Freunde aus St. Gallen teil. Herr Präsident Rüd aus Herisau leitete die Verhandlungen, die aus den statutarischen Geschäften bestanden. Dieselben dehnten sich aber infolge eingesetzter Diskussion in die Länge. Es seien darum an dieser Stelle die Beschlüsse der Versammlung wiedergegeben:

Protokoll und Kassarechnung wurden genehmigt und verdankt und der bereits im „Friede“ publizierte Jahresbericht des Präsidenten mit voller Anerkennung der Arbeit ebenfalls gutgeheissen.

Der bisherige Vorstand wurde in globo wieder bestätigt und als Rechnungsrevisions-Kommission die Sektion Speicher vorgeschlagen und gewählt. Als Ort zur Abhaltung der nächsten Delegierten-Versammlung wird Schwellbrunn bestimmt.

Als Delegierter an die Delegierten-Versammlung des Schweizer Friedensvereins wird unser Präsident, Herr Rüd, beordert und demselben die strikte Weisung mitgegeben, mit einem Antrag vor das Forum der Delegierten-Versammlung zu treten, dahingehend, es sei die Kommission des Schweiz. Friedensvereins zu beauftragen, Mittel und Wege zu suchen, auf welche Art und Weise unser Vereinsorgan „Der Friede“ weiter verbreitet werden könnte, und es möchten mit dem Verlag Unterhandlungen angeknüpft werden, in dem Sinne, dass durch eine bedeutende Vermehrung der Auflage eine namhafte Reduktion des Abonnementsbetrages erzielt werden könne. Die Versammlung erblickt in der kostenfreien Verteilung des „Friede“ an die Mitglieder, mit Tragung des Abonnements durch die Sektionskassen, das wirkungsvollste Agitationsmittel, sofern nicht jeder Friedensfreund von sich aus Abonnent des „Friede“ werde, und damit unsere Sache unterstütze und sich in literarischer Hinsicht auf dem Laufenden erhalte.

Möge auf diese oder die andere Weise die Interesselosigkeit für unser Organ gehoben werden!

—o—

quillt. Und von diesem kurzen, roten, überquellenden Etwas ging immer noch ein Lächeln aus, ein zahnloses Lachen — das rote Lachen.

Ich habe es kennen gelernt, dieses rote Lachen. Ich habe es gesucht und gefunden, dieses rote Lachen. Nun hatte ich begriffen, was von allen diesen verstümmelten, zerrissenen, seltsam entstellten Menschenleibern ausging. Es war das rote Lachen. Es grinst vom Himmel nieder, und von der Sonne, und es wird bald die ganze Erde überfluten, dieses rote Lachen!

Sie aber tun ihre Pflicht, präzise und ruhig, wie die Schlafwandler...

Drittes Fragment.

... Wahnsinn und Schrecken.

Es heisst, dass in unserer Armee, wie auch in der feindlichen, zahlreiche Fälle von Geisteskrankheit vorkommen. Bei uns ist bereits eine psychiatrische Abteilung mit vier Zimmern eingerichtet. Als ich dieser Tage im Stabe war, besichtigte ich sie unter Führung des Adjutanten...

(Fortsetzung folgt.)